

Alban Nikolai Herbst
über
Wolfgang Schlüters Nachdichtungen von
Christopher Marlowe: Sämtliche Dramen, Eichborn. Berlin, 1999, 98 DM

Welch ein Sprachfest, welcher Leseraus! Dabei ist doch, Dramentexte zu lesen, eine gemeinhin eher trockene Angelegenheit, zumal, werden sie mit Anmerkungen bestückt, die ihre Altertümlichkeiten faßbar machen sollen. Nichts davon bei Wolfgang Schlüter, der nun das dramatische Gesamtwerk des elisabethanischen Dichters, Raufbolds, Säufers und Spions Christopher Marlowe übersetzt hat. Schlüter, Dichter selbst, macht aus „Altertümlichkeiten“ flugs „Antiquitäten“, und schon hat man, als sinnenfreud'ger Mensch, eine ganze Szene besser vor Augen, furwahr!, als würd sie auf die Bretter gestellt, die hier die vornehmlich politische Welt bedeuten. Marlowe wußte, wovon er schrieb, und Schlüter weiß das auch.

Indessen warnt, wo sich eine solche Lust verströmt, stets der Gute Engel:

Ach Faust, leg das verfluchte Buch beiseit
und schau nich `nein, auf daß es deine Seele nicht versuche
und GOTTes schweren Zorn dir häufe auf das Haupt!
`S wär Blasphemie. Lies nur die heilige Schrift!

Nämlich den TreueKanon der Gegenwartsübersetzer. Das warnt der Engel ganz zu Recht. Was ihn so sehr ins Unrecht setzt, wie das nur schlechte Menschen begreifen; die guten haben für die Moral der Sünde keinen Sinn. Freilich zeigt ein Übersetzer, der den Anfang des marlowe'schen Faust, dieses von goethescher Harmoniesymmetrik noch unverfälschten AntiIntellektuellenDramas, folgendermaßen beginnt

Schalt mal den Laptop aus, Faust. Und fang an,
die Tiefe Deiner Profession recht auszuloten (...),

gleich zu Beginn, welchen Sünden er nach allen Kräften zu frönen gedenkt. Die Dramenübersetzungen, die die Titelseite in bewußter Distanzierung „Übertragungen“ nennt, wimmeln von solchen FremdPartikeln. Zum Beispiel

Doch da sie unsere Gewichte nur gering gewichten,
die, virtuell, Imperien auf unsre Speere speißen

Oder

doch soll *der letzte Schütze Arsch* aus meinem *Camp*
noch feixen über deine elendige Lage

Natürlich ruft so etwas die Sprachpuristen und historischen TreueFetischisten auf den Plan. Und wie sie dann weinen über vermißte Genauigkeit! Der bringen sie in vorausweisendem WissenschaftsGehorsam - es sind hat allesamt ästhetische Fliegenbeinzähler – verdächtig gerne poetische Kraft und Farblust zum Opfer. Denn die akademische ZuRichtung will das Ungeheure ja zähmen, das Wolfgang Schlüter hier wieder aus dem Eisen läßt. Dabei holt das großartige Sprachwissen, das sich bei ihm mit einem geradezu sexuell aufgeladenen Manierismus verbindet, in Christopher Marlowes Dramen eine Fülligkeit und Fülle zurück, die sie zu ihrer Zeit ganz gewiß besessen haben. Nur daß wir im 16. Jahrhundert nicht mehr leben und also nicht *riechen* können, *wie* die Straßen rochen; ja unser Empfinden darüber, was denn stincke und was nicht, dürfte sich enorm gewandelt haben, Geschmackssinn, Sensibilitäten für Farben - alles ist anders und die Literatur der elisabethanischen Ära uns imgrunde so fremd wie ein mittelhochdeutscher Text. Davon bei Schlüter keine Spur: plötzlich stehen wir selbst auf dem Schlachtfest.

Dabei sind die Eingriffe Schlüters nicht durchweg Modernisierungen; er behandelt das ihm zur Verfügung stehende Sprachmaterial sozusagen gleichberechtigt. Tatsächlich wäre wohl eine Übersetzung wie diese vor wenigen Jahren noch nicht möglich gewesen. Sie trägt in ihrem Inneren die Ambivalenzen der Postmoderne aus, die ja im Begriff der Konfiguration schon bei dem vorgeblich so reinen Walter Benjamin vorgeprägt worden sind. Ist es ein Zufall, daß Schlüter über den ein Buch geschrieben hat? Und vor allem, darauf weist er in seinem Nachwort selber hin, nimmt er einen Prozeß vorweg, der für gewöhnlich erst im Theater beginnt: Diese Übersetzung ist zugleich Inszenierung. Mag man zu solchem Eingriff stehen, wie man will: Tatsächlich garantiert eben diese Regelübertretung, daß einem Szenen auf das erstaunlichste in den Kopf gestanzt werden. Wolfgang Schlüters Nachdichtungen der Dramen Christopher Marlowes sind wirklich virtuelles Theater, die Manierismen schildern Regieeinfälle, etwa wenn der blutige Tamburlan auf seines Gegners Satz

Noch ein Wort mehr, und ich laß Euch exekutieren!
He, gebt sie mir wieder!

(nämlich die Krone, die er verstecken will), -- wenn jener Tamburlan also entgegnet:

Nö, die hab ich gefangengenommen.

In diesem „Nö“ liegt bereits alle Bewegung, die auf der Bühne ein Darsteller wird unternehmen können; dieses „Nö“ ist wie aus Fleisch und Blut. Und selbst die gestelztesten Lächerlichkeiten werden in Schlüters Übertragung liquide, so elegant wie frech aufgefangen und kanalisiert, umschiffet aber niemals. Dabei scheut Schlüter weder vor Jargon zurück noch vor Slapstick, ja er schafft es, daß ein Jugendwort wie „toff“ plötzlich seinerseits als Antiquität erscheint, - und zwar eben an einer Stelle, von der man eigentlich Feierlichkeit erwarten würde:

„Und im Triumphzug reiten durch Persepolis“...
Ist es nicht toff, König zu sein, Techelles?

Und setzt noch einen drauf:

Ist es nicht supertoff, König zu sein
und im Triumph zu reiten durch Persepolis?

Die Relativität unserer Sprache wird hier auf das ironischste klar, indem das immer noch modische „super“ mit dem längst verzopften „toff“ kombiniert, ja das erste „toff“ sogar aus seiner Antiquiertheit in die Gegenwart zurückgeholt wird. Es ist Wolfgang Schlüters große Kunst, dies fast beliebig mit jedem Wortstoff tun zu können. Er ist eben Dichter selbst, und zwar einer, der aus dem Kessel der Sprache und Sprachen nur schöpfen muß, - weil er die lange Kelle hat und nicht bloß einen langen Löffel. So kann er mit dem Teufel schon mal Suppe speisen. Das hat er in diesem übrigens auch wunderschön ausgestatteten Buch ausgebig getan: Dank an Eichborn.Berlin, daß sie ihn ließen. Auch wenn Marlowe gewiß noch immer gegen einen *common sense* verstößt, der glaubt, es werde das Gute belohnt und das Böse bestraft. Liebe Freunde, so ist es nicht! Fast immer hat, wer böse tat, es recht getan. Und Politik ist allemal bigott. So kann eben jener Tamurlan, der bis zu den Knöcheln

durch den Knochenmatsch seiner Feinde lustgewandelt ist, deren König so aufgeräumt wie lustig fragen:

Was (...)hält der Sultan von dem *Deal*?

Natürlich geht der darauf ein; man steht halt doch imgrunde auf der gleichen Seite. Das Verblüffende und Beängstigende, aber auch Rauschhafte dieses Buches rührt nicht zuletzt daher, daß seine beiden Autoren, Christopher Marlowe wie Wolfgang Schlüter, die dünne humanistische Schicht von der Windschutzscheibe wischen, welche man uns daraufgehaucht hat, auf daß wir nicht sehen, wie es um Natur und Geschichte bestellt sei. Das schüchtert im gleichen Maße ein, wie es befreit: Daß man nicht stehlen darf, ist kein Naturgesetz. Und auch die Mörder wünschen meistens ungestraft,

daß ich erblick‘, wie diese meine
milchweißen Streitrösser mit Häuptern von Getöteten zuhauf
behängt, und von den Knien bis zu den Hufen
mit Blut beschmiert sind: welch ein reizend Bild!

Berlin, Dezember 1999